

## EINLEITUNG

*Astrid Möller*

Anlässlich des 70. Geburtstages von Hans-Joachim Gehrke versammelten sich junge Nachwuchswissenschaftler\*innen und Kolleg\*innen vom 29. bis 31. Oktober 2015 in Freiburg, um den Jubilar mit einem Kolloquium zu ehren. Bei der Planung des Kolloquiums bestand schnell Einigkeit darüber, ein Forschungsfeld als Thema auszuwählen, das Hans-Joachim Gehrke besonders am Herzen liegt. Die Auswahl fiel auf die antike Geschichtsschreibung in ihren vielfältigen Facetten, ohne jedoch den von ihm geprägten Begriff der „intentionalen Geschichte“ in den Mittelpunkt zu stellen. Dass er in einigen der vorgelegten Beiträge dennoch keine unwesentliche Rolle spielt, liegt in der Natur der Sache.

Der Festvortrag, den Kurt A. Raaflaub unter dem Titel „*Patres historiae?* Die Anfänge kritischer Geschichtsschreibung in vergleichender Perspektive“ hielt, wird hier unverändert in seiner Vortragsform abgedruckt. Raaflaub untersucht darin die Besonderheit der Entstehung der Geschichtsschreibung in Griechenland und in China. Es gibt bekanntlich Kulturen, in denen die jeweiligen Herrscher für die Urheber der Geschichte gehalten werden; in ihnen konnte sich keine kritische Geschichtsschreibung entwickeln. Die kritische Geschichtsschreibung aber entstand und entwickelte sich Raaflaub zufolge in zwei Kulturen, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Die griechische Welt war durch Bürgergemeinden ohne feste Hierarchien geprägt, in denen die rationale Auseinandersetzung mit der Vergangenheit begünstigt und gefordert wurde. Aber auch im frühen China bildete sich eine unabhängige historische Tradition, die Raaflaub mit dem im ersten Jahrhundert v. Chr. arbeitenden Hofastronom Sima Qian verbindet. Sima Qian schrieb aus persönlicher Frustration und als Privatmann eine umfassende, multiperspektivische und kritische Geschichte der bekannten Welt, nur der Wahrheit verpflichtet und seiner Zeit gegenüber äußerst kritisch eingestellt. Der Habitus intellektueller Unabhängigkeit, dem der chinesische Historiker auch im persönlichen Leben folgte, lässt ihn, so Raaflaub, in eine Reihe mit Herodot und Thukydides treten.

Unter der Überschrift „Heroische Erzählungen“ folgen zwei Beiträge, von denen der eine die Lügengeschichten des Odysseus behandelt, der andere spartanische, athenische und homerische Heroen in bildlicher Darstellung.

Marek Węcowski argumentiert unter dem Titel „*An Intentionale Gegenwart?* Odysseus’, False Tales’ and the Intellectual Context of the *Odyssey*“ für die These, dass die homerischen Epen nicht nur von dem handeln, was die Zuhörer als ihre soziale Gegenwart in die Vergangenheit projizierten, sondern gerade die Gegenwart und einige ihrer grundlegenden Werte zur Diskussion stellen und gegen eine inten-

tionale Vergangenheit setzen. Anhand der Lügengeschichten des Odysseus zeigt Węcowski, wie in der Odyssee neben der heroischen Welt der Telemachie und der Märchenwelt der Irrfahrten eine dritte Welt besteht, in der keine Heroen und übernatürlichen Wesen vorkommen. In dieser Welt liegen die erwähnten Orte in Randzonen und weitentfernten Gebieten der gegenwärtigen Welt der Zuhörer, statt göttlicher Eingriffe betonen nur unpersönliche Ausdrücke die unvorhergesehene Natur der Ereignisse. Atmosphärisch sei diese Welt der Lügengeschichten näher an den Zuhörern, so dass sich eine Distanzierung von der heroischen Distanz ergibt. Durch den Kontrast mit der Weltsicht und dem Wertesystem der mythischen Vergangenheit ergab sich möglicherweise aus der in den Lügengeschichten hergestellten intentionalen Gegenwart eine subtile Art der Selbst-Identifikation. Diese Selbsterkenntnis wiederum habe ein Gefühl für die Gemeinschaft aller Menschen hervorgehoben, deutlich getrennt von den wankelmütigen und letztlich unverständlichen Göttern. Die Funktion der Lügengeschichten liege, so Węcowski, einmal im Bruch mit den Regeln, so dass ein humorvoller Kontrast zur epischen Konvention entstand. So konnten die Zuhörer den ingeniosen Wandel und die Anpassungen der falschen Identität des Helden verfolgen. Zum anderen scheinen die Lügengeschichten im Verhältnis zur gesamten Odyssee zwar nur eine marginale Rolle zu spielen, wenn man jedoch ihre Position im Epos berücksichtigt, erkenne man, dass immer, wenn Odysseus fast seine Identität preisgibt, eine Lügengeschichte die Spannung erhöht und auf den zweiten Teil des Epos verweist.

In seinem Beitrag „Spartan Heroic Ancestry and Austere Virtues. Herakles, Theseus, and the Phaeakians on the Throne of Amyklai“ untersucht Massimo Nafissi einige der von Pausanias beschriebenen Szenen, die einst auf dem Thron des Apollon Hyakinthos in Amyklai abgebildet waren. Die mythologischen Szenen stellten die ältesten Ereignisse der Vergangenheit Spartas und Lakoniens dar und können als Beispiel einer intentionalen Geschichte in Bildern verstanden werden. Auf dem Thron war zum einen die Abstammung der Lakedaimonier und ihrer Heroen von Zeus dargestellt. Die Bilder, in denen Theseus mit dem Minotauros bzw. Demodokos mit den phäakischen Tänzern erscheinen, gehören hingegen einem viel breiteren mythischen Horizont an, der, so Nafissi, nicht leicht zu verstehen sei. Ohne dass sich der Bilderschmuck erhalten hätte, biete die schriftliche Überlieferung doch insofern eine Grundlage für ein synthetisches Verständnis seiner Bedeutung, als die Verbindungen zwischen den Szenen in Begriffen der Polarität und Analogie bestimmt werden können. Nafissi sieht in der Darstellung des Theseus mit dem Minotauros einen impliziten Vergleich zwischen Theseus und Herakles, der selbstverständlich zugunsten des Herakles ausgeht. Was das zweite Bild betrifft, so lege die Behandlung der Phäaken in der Odyssee eine stark kontrastierende Darstellung nahe: Der Lebensstil der Phäaken war dem der Spartaner in klassischer Zeit diametral entgegengesetzt. Der amykläische Thron lässt daher vermuten, dass die elitäre Selbstdarstellung eines entspannten, geradezu effeminierten Lebensstils nicht nur als sozial spaltend, sondern wegen ihres kosmopolitischen Charakters auch als fremd gegenüber den lokalen Traditionen betrachtet wurde. Die Ikonographie des Thrones könnte mithin die lokale Perspektive der frühen Entwicklung der spartanischen Austerität, die sonst nur aus nicht-spartanischen Quellen bekannt ist,

bieten. Indem Theseus als ebenso schwach wie die hedonistischen Phäaken dargestellt wird, betone der Thron zudem die Schwäche Athens.

Vier Beiträge befassen sich mit Herodot und seinem Erbe. Der Bogen spannt sich von der Untersuchung der herodoteischen Behandlung traditioneller Überlieferungen über die Frage nach implizitem Wissen und dessen Verarbeitung in Herodots ägyptischem *logos* bis hin zur herodoteischen Tradition im zweiten Makkabäerbuch und der Rezeption griechischer Geschichtsschreibung wie der Historien Herodots in der römischen Kaiserzeit.

In „Traditional Narratives, Historiography, and Truth. On the Historicity of Herodotus' *Histories*“ beschäftigt sich Maurizio Giangliulo mit der Frage nach der Struktur der erzählenden Quellen für Herodots Geschichten. Zwar verwende Herodot volkstümliche Geschichten, griechische Mythen und rituelle Handlungen für seine Erzählungen, nutze sie aber nicht als Vorratsräume faktischer Details. Mal weist Herodot explizit auf die von ihm verwendeten Überlieferungen hin, dann aber bestehen auch wieder Zweifel, ob diese Geschichte jemals als abgeschlossene, homogene mündliche Erzählung existiert habe. Oder Herodot nennt keine mündlichen Informanten, und dennoch finden sich traditionelle Erzählungen, Tyrannen- und Orakelgeschichten als Material in seinen Geschichten. Zum Problem werde dies, meint Giangliulo, wenn aus der Art der Erzählung auf deren Historizität geschlossen wird, und zwar besonders dann, wenn man unter Historizität Faktizität versteht. In oralen Traditionen wurden Fakten nicht unabhängig vom Geschichtenerzählen verstanden, so dass es in einer oralen Kultur keine Realität außerhalb der Erzählung gibt. Deshalb können Traditionen wahr im Sinne von glaubhaft sein, ohne faktisch wahr zu sein. So lässt sich kein Kern historischer Wahrheit aus den traditionellen Erzählungen herauschälen: Das hieße, die narrativen Formen selbst zu verwerfen und damit das Wesen der Tradition. Herodots Kommentare zu wiedergegebenen Informationen können daher auch keine Garantie der Historizität als nach historischer Methode eruierte Wahrheit bieten und machen ihn nicht zum kritischen Historiker. Seine Absicht sei vielmehr gewesen, seine redaktionelle Kontrolle über die von ihm wiedergegebenen Geschichten zu demonstrieren und komplexe Erzählungen als glaubhaft hinzustellen. Im Rückgriff auf die phänomenologische und hermeneutische Tradition Diltheys und Husserls versteht Giangliulo Geschichtlichkeit als existentielle Qualität des Menschen, seiner Vergangenheit durch Bewusstsein, Erinnerung und Selbst-Identität Bedeutung geben zu müssen. In diesem Sinne sei die intentionale Geschichte ein Aspekt der Historizität. Historizität sei eben keine Qualität der Vergangenheit als Objekt, sondern des Historikers und seines Bewusstseins. Herodot erkläre nicht seine Gegenwart als Ergebnis der Vergangenheit, sondern sehe die Gegenwart in der Vergangenheit und nehme die Vergangenheit als Vorahnung der Gegenwart. Insgesamt sei für Herodots Verständnis der Menschengeschichte weniger die kritische Haltung des Historikers charakteristisch als seine Behandlung des traditionellen narrativen Materials.

Nino Luraghi fragt in seinem Beitrag „Herodotus, Egypt, and the Athenian Expedition“ nach dem Einfluss, den das Wissen über die Aufstände gegen die achämenidische Herrschaft in Ägypten auf Herodots ägyptischen *logos* ausgeübt haben

könnte. Zunächst rekonstruiert er das Wissen über die Aufstände der Zeit von Kambyses bis Xerxes, bei denen sich jemand zum Pharao proklamierte. Insbesondere behandelt Luraghi die Revolte des Inaros. Der libysche König Inaros verbündete sich mit Athen, das ihm mit Schiffen zu Hilfe kam. Artaxerxes gelang es jedoch nach einigen Jahren, die Athener zu besiegen. Zu Verwirrungen in der Überlieferung führt die Existenz eines weiteren Inaros, der in demotischen Papyri der ptolemäischen und römischen Zeit vorkommt und während der Anfangsjahre der 26. Dynastie erfolgreich gegen die Assyrer kämpfte. Da die Geschichte bereits im frühen fünften Jahrhundert bekannt war, könnte der Rebell des fünften Jahrhunderts den Namen des älteren Helden angenommen haben. Insgesamt dauerte die Revolte nach Thukydides sechs Jahre, vermutlich war der Delisch-Attische Seebund aber wohl mehr als zehn Jahre engagiert. Man könne davon ausgehen, dass sich Tausende von Athenern und ihren Bundesgenossen in Ägypten, auch jenseits des Deltas, aufhielten. Nach Luraghi müssen diese Ereignisse aufgrund des vorhandenen Wissens im ägyptischen *logos* Herodots eine gewisse Rolle gespielt haben, aber inwieweit sie tatsächlich den impliziten Hintergrund und Referenzrahmen für den ägyptischen *logos* bildeten, bleibe zu fragen. Dass Herodot die Revolte des Inaros und die athenische Expedition nicht explizit behandelte, liegt nach Luraghi am zeitlichen Horizont des Werkes, das ja bekanntlich mit der Schlacht von Mykale und der Eroberung von Sestos endet. Herodot habe wohl über genügend Informationen verfügt, aber als der ägyptische *logos* Teil der Historien wurde, habe er den Plan einer ausführlicheren Behandlung vermutlich aufgegeben.

In seinem Beitrag „Das zweite Makkabäerbuch und die Tradition der Perserkriege“ stellt Johannes Bernhardt die These auf, das zweite Makkabäerbuch folge nicht nur den Konventionen der zeitgenössischen griechischen Geschichtsschreibung, sondern inszeniere die Erhebung der Hasmonäer in der Tradition der Perserkriege, und der Autor habe sich dabei an Herodot orientiert. Allerdings will Bernhardt mit dieser These nicht die orientalistisch-östliche Tradition gegen die griechisch-westliche ausspielen, sondern einen besonders interessanten Fall intentionaler Geschichtsschreibung hervorheben. Im zweiten Makkabäerbuch seien die Judäer die Hellenen, während die neuen Barbaren von den Seleukiden, den eigentlichen Hellenen, dargestellt werden. Diese Umkehrung der griechischen Barbarenantithetik findet sich Bernhardt zufolge im gesamten Buch. Der verschobene Standpunkt zeige sich auch in der Frage nach Erklärungen. Wo Herodot im Prooimion nach den Ursachen des Konflikts zwischen Hellenen und Barbaren fragt, stellen sich für den Epitomator des zweiten Makkabäerbuches alle Erfolge als Folge der Milde des Herrn dar. Bernhardt führt auch die Bildung des Begriffs ‚Ioudaismos‘ im zweiten Makkabäerbuch folgerichtig auf die Auseinandersetzung des Epitomators mit den Begriffen ‚Medismos‘ und ‚Hellenismos‘ zurück. Das zweite Makkabäerbuch gehöre damit in den Kontext der sich etablierenden Hasmonäerherrschaft und deren Revision der jüdischen Geschichte. Durch die Verarbeitung der griechischen Tradition betreibe das Buch seine eigene Einschreibung in die Tradition des Orients, wodurch es als mehrfach gebrochener Vexierspiegel zwischen Hellenismus und Persianismus dastehe.

Im Beitrag „Geschichte zum Geschenk und als Zeitvertreib: Lukians *Macrobii* und die Frage, warum liest man Geschichte?“ nimmt Alexander Free die pseudolukianische Schrift *Macrobii* als Ausgangspunkt einer Betrachtung des antiken Interesses an Geschichtsschreibung im Kontext der antiquarisch ausgerichteten Bildungskultur der Kaiserzeit. Die *Macrobii* sollten persönlich erbauen und *exempla* zur moralischen Nachahmung bieten, was sie mit der römischen Geschichtsschreibung verbinde, ohne direkt ein historiographisches Werk darzustellen. Free argumentiert, dass in der Kaiserzeit die großen Werke der Geschichtsschreibung des klassischen Griechenlands nicht ausschließlich über die Rhetorik rezipiert wurden, sondern vornehmlich im Kontext antiquarischer Wissbegierde. Neben den *Macrobii* zieht er Censorinus' Werk *De die natali* heran, das ebenfalls Überlegungen zum Höchstalter des Menschen enthält. Die Verfasser beider Schriften seien professionelle Gelehrte gewesen, die ihre Abhandlungen für ihre jeweiligen Patrone schrieben und in einem Umfeld tätig waren, in dem sie sich mit wissbegierigen Aristokraten austauschten. Jenseits der politischen Partizipation seien Rednerbühne, Literaturbetrieb und Haus zu Orten der Inszenierung eines kultivierten Lebens geworden. Ein zentrales Bildungsthema war hierbei die Geschichte, insbesondere die des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr., die auf der Rhetorenschule gelehrt wurde. Die *Macrobii* stellten hierzu eine notwendige Ergänzung dar, wobei sie Kenntnisse der *Historien* Herodots und der *Anabasis* Xenophons voraussetzten. Die intensive Beschäftigung mit Bildungsinhalten habe der sozialen Distinktion gedient und eine Elite geschaffen, die sich durch Gelehrsamkeit definierte. Die historische Lektüre diene insofern der Wissenserweiterung und als Mittel zum Zeitvertreib und der Muße.

Die nächsten beiden Beiträge befassen sich mit „Vergessen und Erinnern“, wobei das Vergessen sowohl eine Strategie der Erinnerung sein kann, als auch ganz neue Bedeutungen hervorruft.

Katharina Wojciech widmet sich in ihrem Beitrag „Kollektives Vergessen in Athen. Paul Ricœur und die attische Rhetorik“ den attischen Rednern und deren Bezügen auf die Vergangenheit. Sie fragt nach den Mechanismen der Erinnerungselektion bei den Athenern, wie sie anhand der öffentlich gehaltenen Reden bei Festen, vor Gericht und der Volksversammlung besonders gut zu erkennen sind. Zur Beantwortung der Frage, warum bestimmte historische Ereignisse unvollständig wiedergegeben wurden und ob die Auslassungen den antiken Zuhörern überhaupt auffielen, zieht Wojciech die drei Formen des Gedächtnismisbrauchs heran, die der französische Philosoph Paul Ricœur unterscheidet. Dem verpflichtenden, dem verhinderten und dem manipulierten Gedächtnis ordnet er jeweils eine Form des kollektiven Vergessens in seiner aktiven, passiven und semi-aktiven Prägung zu. Ausgehend von diesem Modell fragt Wojciech nach spezifischen Formen, Motiven, Funktionen und der Bedeutung des kollektiven Vergessens in Athen. Sie arbeitet dabei vier spezifische Ausdrucksformen des kollektiven Vergessens für die attische Rhetorik heraus: a. Der ausdrückliche Verzicht auf eine den inneren Frieden belastende Erinnerung; b. die Pflege und Weiterentwicklung einer (mythischen) Ersatzerinnerung; c. die tendenzielle Tabuisierung einer problematischen Erinne-

nung und d. das Resultat einer kontext- und funktionsabhängigen Reduktion respektive Priorisierung von Wissen. Mit Hilfe dieses Modells erklärt sie auffällige Erinnerungslücken sowie die Funktionen dieser Auslassungen. Vermeintliche Erinnerungen lassen sich als Form des kollektiven Vergessens erkennen, und Vergessen manifestiert sich sowohl durch Fehlen als auch durch Anders-Erinnern. Auch wenn ein Vergessen sozial gewollt war, habe in der freien Redekultur der athenischen Demokratie immer die Möglichkeit bestanden, das Vergessen zu unterlaufen: Der Redner konnte an die Notwendigkeit des Schweigens erinnern, er konnte eine nicht mehr präsenzte Erinnerung aktualisieren, Lücken gezielt einsetzen oder seine Zuhörer irritieren.

In ihrem Beitrag „Die Erzeugung von ‚Vergessen‘ in der römischen Historiographie“ geht Verena Schulz der Kunst des Vergessen-Machens in der römischen Historiographie der Kaiserzeit nach. Die römische Geschichtsschreibung eigne sich als Medium besonders, da sie durch das senatorische Selbstverständnis charakterisiert und durch einen starken Vergangenheitsbezug gekennzeichnet sei. Schulz knüpft sowohl an kultursemiotische wie auch systemtheoretische Ansätze an, indem sie sowohl Zeichen und Inhalte der Kommunikation über römische Kaiser als auch ihre Organisation im Medium der Historiographie in den Blick nimmt. Als Beispiele dienen ihr die Erinnerungsfiguren der Kaiser Nero und Domitian, wie sie von Tacitus, Sueton und Cassius Dio entwickelt wurden. Nero wurde vom Friedensfürsten zum weltfernen Künstler, Domitian vom erfolgreichen Feldherrn zum Vortäuscher von Triumphen. Das Vergessen, dem sich Schulz widmet, ist nicht der passive, unbewusste Prozess des Alltags, sondern es enthält sowohl ein aktives wie auch ein passives Element und unterscheidet sich vom Nicht-Erinnern, Verdrängen oder Verzeihen. Durch eine Bedeutungsänderung oder Wahrnehmungskanalisation könne das Vergessen eines Teilaspektes einer grundsätzlich erinnerten Sache herbeigeführt werden. Dieses Vergessen sei nachweisbar, weil es eine Spur bzw. Lücke zurücklasse. Schulz unterscheidet drei Formen oder Typen: Das Entfernen, das Fokussieren und das Ersetzen. Die Frage nach den Lücken zeige auf, wie Vergessen und Erinnern miteinander verbunden seien. Solange eine Spur des Entfernens zurückbleibe, führe sie zum Erinnern. Beim Fokussieren müsse etwas vergessen werden, damit an etwas erinnert werde. Und beim Ersetzen werde die Lücke überdeckt, um eine alte Bedeutung wie unter einer Decke vergessen zu machen.

Der Beitrag von Felix K. Maier zu „Literatur als Erkennens-Erfahrung: Gedanken zur Wesenhaftigkeit von Geschichte“ bildet den Epilog. Indem er zum Nachdenken anregen will, ohne den Anspruch einer vollständigen Ausarbeitung der hier vorgestellten Überlegungen zu erheben, stellt er weniger ein abschließendes Nachwort dar als den Beginn von etwas Neuem. Maier nimmt ein Gespräch mit dem hier Geehrten und Katharina Wojciech zum Anlass, um über die Möglichkeiten nachzudenken, die Literatur zur Erfassung von Geschichte bietet. Können Literatur, darstellende Kunst, Musik oder Film ein tieferes Verständnis von Geschichte in ihrer doppelten Form von *res gestae* und *historia*, von Geschehen und Darstellung, erzeugen? Im Erkennen entziehe sich das Wesen der Geschichte, wofür Maier Thomas Manns Metapher des Brunnens der Geschichte heranzieht: Je tiefer man

schürfe, desto mehr weiche der Boden zurück. Im Akt des Durchlebens eines historischen Erkenntnisprozesses erspüre man etwas, was sich nicht einfach theoretisch erfassen lasse. Diese Erfahrung fasst Maier in den Begriff der „Erkennens-Erfahrung“. Anhand einiger Beispiele aus der Literatur stellt er das produktive Wechselspiel von Geschichte und Literatur als Erkennens-Erfahrung und seiner Effekte vor. Maier geht es nicht um die Frage nach der angemessenen Darstellung von Vergangenheit, sondern um die Frage, ob wir durch Literatur die Wesenhaftigkeit der Geschichte, ihre metaphysischen Aspekte, besser verstehen. Den Gleichgültigkeitscharakter der kontingenten und ergebnisoffenen Geschichte erläutert Maier an Laurence Sternes „Leben und Ansichten des Tristram Shandy, Gentleman“, die sich durch eine nicht-kausale Erzählweise und paradoxe Erklärungen auszeichnet. Lew Tolstoj's „Krieg und Frieden“ oder Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ seien Beispiele dafür, wie das unverwirklichte Mögliche dargestellt werden könne. Die Illusion einer vollständigen Beschreibung der Wirklichkeit sei durch James Joyces „Ulysses“ ein für alle Mal desavouiert worden; die scheinbar lückenlose Darstellung lasse die Lücken besonders schmerzhaft empfinden. Wenn wir über vergangene Zeiträume schreiben, werde die Differenz zwischen Dargestelltem und nicht Dargestelltem immer größer, der Brunnenboden werde nicht zur Linie, sondern zum Horizont. Die Wesenhaftigkeit der Geschichte, ihre Metaphysik, das Innere der Geschichte lasse sich nicht mit reiner Wissenschaft und Theorie erschließen. Der Historiker, so meint Maier, solle Künstler sein, weil er sich Geschichte durch Kunst, in diesem Fall durch Lektüre von Literatur aneignen müsse.

Mit diesem Appell zum Genuss literarischer Werke endet ein Sammelband, der verschiedene Aspekte des Umgangs mit Vergangenheit behandelt. Von heroischen Erzählungen über Auseinandersetzungen mit dem ersten Historiker und dessen Erbe bis zum Vergessen als Form der Erinnerung verbindet alle Themen die Suche nach einem angemessenen Verständnis der Vergangenheit. Hans-Joachim Gehrke verfolgt diese Frage schon sein Leben lang. Die griechische Geschichtsschreibung, ihre intellektuellen Fundamente und ihr soziopolitischer Kontext forderten Gehrke stets zu neuen Überlegungen heraus. Die enge Verbindung von Geschichtserzählungen und Gründungsmythen mit der Identität einer sozialen Gruppe führte zum Begriff der „intentionalen Geschichte“. Immer wieder beschäftigten ihn insbesondere die griechischen Historiker, die nicht nur die Grundlagen zu unserer Wissenschaft gelegt haben, sondern auch kunstvoll erzählen konnten. Möge diese Sammlung von Analysen, Überlegungen und Betrachtungen zu antiker Historiographie und Vergangenheitsvorstellungen dem hier Geehrten Freude machen.

## DANKSAGUNGEN

Nicht zuletzt soll all denen gedankt werden, ohne die weder die Tagung noch der Sammelband möglich gewesen wären. Die Tagung wäre nicht so reibungslos verlaufen, hätten nicht unzählige studentische Hilfskräfte, Studierende und Mitarbeiter\*innen des Seminars für Alte Geschichte mit vollem Einsatz zum Gelingen beigetragen: Roberta Ahlers, Ines Bantle, Felix Banzhaf, Carolin Gschlecht, Peter Hart, Esther Hauth, Clara Hillebrecht, Bruno Kaut, Matthias Kuta, Lars Lenius, Mark Marsh-Hunn, Pascal Matheus, Angela Osthoff, Eva Pasch, Philip Schaefer, Christopher Seiberlich, Hendrik Stanway, Philip Straub, Benjamin Wieland, Johannes Wetzler, Julia Wilm, Sandra Worschech. Besonders hervorheben möchte ich Mirjam Lober, die die Gestaltung des Plakats und des Programms übernommen hat. Ganz besonders danke ich Andrea Heinemeier, die, wie immer, während der Tagung alles im Blick hatte und im Vorfeld für leibliches Wohl und den reibungslosen Ablauf der Tagung sorgte, und Stefan Baake, der sich um Organisation und Finanzen der Tagung kümmerte. Zum Erscheinen des hier vorliegenden Tagungsbandes hat insbesondere Ricarda Berthold beigetragen, die durch ihr professionelles Lektorat und die graphische Gestaltung diesen Sammelband zu einem ansehnlichen Buch hat werden lassen. Annika Stehle kümmerte sich verantwortungsvoll um die redaktionelle Überarbeitung der Beiträge.

Der Alexander von Humboldt-Stiftung danke ich für die Unterstützung bei den Aufenthaltskosten der Humboldtianer\*innen unter den Teilnehmer\*innen der Tagung und der Stiftung Humanismus heute für ihren finanziellen Beitrag zum Gelingen einer ebenso stimmungsvollen wie arbeitsintensiven Tagung.

Der Gerda Henkel Stiftung gebührt ein ganz besonderer Dank für die Unterstützung des ganzen Unternehmens und den ansehnlichen Beitrag zu den Publikationskosten.